

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltenen Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 14.

Donnerstag, am 17. April.

1851.

Galérie.

Von Hermine Bohde.

(Fortsetzung.)

So wie das Auge des Herrn v. Wylny (wie wir denselben von nun an nennen wollen) die in den Garten Eintretenden erblickte, trat er ihnen bald entgegen, und seinen rechten Arm auf den breiten Rücken des Hofrath Leiner legend sagte er rasch, während sein Auge in lebhaftem Glanze strahlte: „in dieser Stunde, in dieser Secunde, Freund! fühle ich, welchen Dank mein Herz Ihnen schuldet!“

„Ei der Tausend, lieber Wylny, haben Sie eine Goldader in dem Erdreich Ihres Gartens entdeckt?“ fragte in heiterer Laune der Hofrath.

„Und gewiß eine der reichhaltigsten, deren Werth und Glanz in hohem Werthe ich erkenne, da keine Schlacke ihren Werth verbirgt;“ antwortete er in hoher Gemüthsbewegung, schloß den Freund in seine Arme, ruhte eine Secunde lang an dem Herzen dessen, der ihm die Ueberzeugung gereicht hatte, daß die Freundschaft kein leerer Name sei, und schlang dann seinen Arm um die erstaunte Tochter, die sich das Benehmen ihres sonst so ruhigen Vaters nicht erklären konnte.

„Freundchen, ich sehe,“ hob der Hofrath an, um Herrn v. Wylny in ein ruhigeres Gleis der Unterhaltung einzulenken, „Stephanoff hat mein Lieblingsgetränk bereits auf den servirten Tisch mit Tassen hingesezt. Meine liebe Ludmilla seine Butterbrote daneben gesezt. Ich gestehe, habe Appetit, wollten wir nicht sehen, wie schön der braune Goldtrank uns nebst dem Imbiß munden wird, um dann eine ächte Havanna versuchen zu können?“

Ludmilla mit dem Scharfsinn der Frauen ahnend, was der Hofrath mit dieser prosaischen Erinnerung beabsichtige, fragte mit wirthlicher Anmuth: „Sie sind wohl auch kein Freund von gestandenem Kaffee? und ich glaube, er fängt auch an lau zu werden, dann Väterchen ist es die höchste Zeit!“ Damit legte sie prüfend die freie Hand an die Kaffeemaschine.

Mechanisch folgte Herr v. Wylny dieser Aufforderung, aber kaum hatte er die erste Tasse zur Hälfte geleert, als er anhob: „wissen Sie, Freund, und Du, Ludmilla, warum ein solch' selbiges Gefühl heut meine Brust durchzieht?“

„Ich kann bloß ahnen, da ich diese Blätter in Ihrer Hand erblicke, was Sie so bewegt,“ antwortete in theilnehmender Weise der Hofrath. Ludmilla

küßte, von einem inneren Gefühl geleitet, dem Vater innig die Hand.

„Ja, mein Freund!“ hob mit accentuierender Stimme Herr v. Wylny an: „noch nie ist mir das mir gewordene heimatliche Asyl in der preussischen Monarchie mehr als ein Hafen des Friedens erschienen, wie gerade heute vor wenigen Minuten. Lassen Sie mich offen bekennen, Hofrath, ich kam mir bis jetzt in Schlesiens Hauptstadt immer wie ein Deputirter vor, in dessen Brust ewig das Gefühl nach seinem Vaterlande lebt. Aber! nachdem dieses Actenstück der russischen Diplomatie auf öffentlichem Wege mir bekannt geworden, nachdem die Versicherung der russischen Gnade mir zur Kenntniß gekommen, sage ich mit vollem heißen Gefühl eines Polen: Lebewohl! Du mein Vaterland! Deine Kerkermeister sollen nicht dem freien Polen die Fesseln reichen.“

„Das werden sie auch nicht, mein Freund. Doch lassen Sie mich offen bekennen, ich habe von diesem Blatt schon auf geheimen Wege länger Kenntniß gewonnen und mein Blick, der in der Ferne kein Punktchen am Horizont unbeachtet läßt, will Sie, mein Freund, vor jeder kommenden Gefahr schützen. Zur Sache. Sie wissen ich habe zwei Nichten, die beide in den Hafen der Ehe landen müssen, folglich auch Freier um sie. Doktor Reinhard, Ihnen bekannt, und der Sohn des Kommerzienrathes Lübeck. Letzterer fragte mich, da ich eine bedeutend ausgebreitete Bekanntschaft habe, ob mir vielleicht ein Herr v. Wylnyzinska bekannt sei. Sie können denken, daß dies meine Neugier spannte. Ich fragte warum? Er theilte mir nun mit, daß ein Handlungshaus aus Riga ihnen den Auftrag gegeben habe, sich durch ihre Geschäftsverbindung in Preußen zu erkundigen, ob ein solcher in Preußen anwesend sei, um ihn dann die von ihm in Händen habenden Capitalien auf diesem Wege zu remittiren. Was ich davon dachte, können Sie denken. Und für diesen eingetretenen Fall habe ich einen Vorschlag in petto.“

„D sagen Sie schnell, Herr Hofrath, was es ist,“ bat ängstlich Ludmilla, und umschlang den Vater mit ihren Armen, denn im Geiste schon sah sie ihn in jener verhängnißvollen Kibitke.

„Freundchen, Sie müssen auf einige Zeit un-

sere Hauptstadt verlassen. Sie wissen, daß es überall und zu jeder Zeit solche Subjecte gegeben hat, die für Metall zu jedem die Hand bieten? Wie leicht könnten Sie hier erkannt und verrathen werden; noch sind Sie kein so langer Naturalist von Preußen, (denn nur wenige Monden sind Sie hier) als daß Ihnen die zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Convention nicht nachtheilig werden könnte. Aus den Augen, aus dem Sinn, sagt ein bewährtes Sprichwort, und darum ohne Säumen, ehe man sich Ihrer erinnert.“

„Das ist schnell gesagt, aber wohin mein Freund? Kann mein erworbenes Bürgerrecht mich nicht schützen, dann wird die Justiz mich überall verfolgen.“

„Glauben Sie das nicht! Die Justiz hat zwar sehr lange Arme, aber bei ihrem raschen Lauf bleibt einem ehrlichen Mann immer noch Zeit, nach einem Winterquartiere sich umzusehen. Und dann halten Sie das fest im Auge, daß wir echten Preußen nicht mit Bereitwilligkeit einem Ehrenmanne den Paß nach Rußland unterschreiben. Aber hören Sie, ich habe ein herrliches Herbstlogis für Sie in Perspektive.“

„Sagen Sie schnell, mein Freund, Sie finden mich zur Befolgung bereit.“

In unserem Hochgebirge an dem Kammrücken liegt im Thale ein freundliches Dorf. Seine romantische Lage hat viele Bewohner von Schlesien, so wie aus der Mark veranlaßt, sich kleine Villas zu erbauen. Ein Freund von mir hat eine solche, die auf einer mäßigen Anhöhe liegt, von wo Sie eine reizende Fernsicht auf das Hochgebirge haben, als sein Eigenthum erworben. Trauerfälle in der Familie haben sie diesen Sommer hier fest gehalten. Ich würde, wär es Ihr Wunsch, ihn fragen, ob er es einem Bekannten von mir aus Berlin nicht für ein Jahr vermiethen wollte. Sie fahren von hier bis K. und reisen dann mit Post bis H., von wo Sie in einer Stunde nach dem freundlichen Gebirgsdorf gelangen. Ist Ihnen mein Vorschlag angenehm, so sagen Sie Ja!“

„Und das von ganzem Herzen!“ sagte in froher Rührung Herr v. Wylny und umarmte den Hofrath herzlich; „womit werde ich aber nur erst

den kleinsten Theil meiner Schuld Ihnen, Freunden, abtragen können?"

„Dadurch, daß Sie heute Abend ein frugales Abendbrot bei mir einnehmen, meine Gäste freundlich Willkommen heißen und Ihnen die Hand zur Versöhnung nicht entziehen.“

Einen Augenblick war der alte Herr wie betroffen von diesen Worten und sann über deren Tendenz nach. Dann, als hätte eine Ahnung ihm den Schlüssel gereicht, sagte er, indem er dem Hofrath bewegt die Hand reichte: „wie könnte mein Herz nicht Frieden wünschen, da in mir selbst der Wunsch laut ist, ein Plätzchen auf der Mutter Erde gewinnen zu können, wo dieser Athem der Ruhe mich umweht. „Haben Sie vielleicht noch einen Freund, mein lieber Hofrath, den Sie mit mir zugleich unter dem Schuß des Berggeistes übergeben wollen?“ fragte in heiterer Weise der Hausherr!

„Warum das nicht? Glauben Sie nicht, mein lieber Wylny, daß unter gewissen Verhältnissen, drei Vereinte besser sind, als Zwei? Die Abwechslung ist die Hauptsache im Leben, sonst nimmt dasselbe zuletzt das Gewand der Monotonie an. Was meinen Sie liebe Ludmilla,“ hiermit wandte er sich an die, mit seliger Ahnung oem Gespräch lauschende: „ist Ihnen Trois, oder Deux in Vereinigung angenehmer?“

Das freundliche Gesichtchen von Ludmilla überflog eine Purpurröthe, dann sagte sie in anmuthiger Weise: „es giebt Augenblicke im Leben, wo die Gegenwart einer dritten Person die stillsten Wünsche unseres Herzens realisiert, wo sie den Act der Weihe ertheilen muß. Doch habe ich mir sagen lassen,“ sagte sie mit unnachahmlicher Grazie: „daß sonst Trois immer zu viel ist.“

„So meinen Sie, der Gott der Liebe leere nicht seinen Köcher, wenn ein Ungeweihter in der Nähe ist?“ fragte schalkhaft der Hofrath.

Ludmilla sah ihn mit bligenden Augen an, und sagte lebhaft: „ich muß befürchten, als eine Unberufene, Sie Herr Hofrath, Dich, mein Väterchen, durch meine Gegenwart in einer vertrauten Unterhaltung zu stören. Und werde daher in mein Zimmer mich zurückziehen. Auf Wiedersehen Herr Hofrath!“ Damit reichte sie, von hohen Erröthen

befangen, demselben die Hand und eilte dann nach einem herzlichen Kuß ihres Vaters dem nah gelegenen Hause zu.

„Ein herrliches Mädchen, Ihre Ludmilla“ sagte der Hofrath, Herrn v. Wylny die Hand reichend; „sie vereinigt in liebenswürdiger Bescheidenheit alle Vorzüge ihres Geschlechtes. Und ich kann fürwahr es Ihnen keinen Augenblick verdenken, wenn Sie die Vereinigung Ludmilla's mit dem Freunde ihres Herzens noch in unbestimmte Ferne stellen. Denn haben erst die Kinder unseres Herzens sich selbst den häuslichen Heerd gegründet, so wissen wir es ja aus eigener Erfahrung, daß die Pflichten der Gatten dann die heiligsten, die ersten sind!“

„Sie haben vollkommen Recht“ antwortete ihm mit einem Anflug von düsterer Stimmung Herr v. Wylny: „obwohl es Egoismus verräth, will ich so lange als möglich mein Mädchen um mich walten sehen. Doch sollten so manche Nebel, die jetzt die Gegenwart, eine schmerzliche Vergangenheit mir umhüllen, einer mich beglückenden Klarheit weichen, dann lieber Hofrath, werde ich nicht länger einer Verbindung entgegen sein, die das Glück meines Kindes gründen könnte. Meine Hand darauf.“

„Gehet der Höchste seinen Segen zu diesem Amen!“ sagte in fröhlicher Rührung der Hofrath.

In dem Augenblick, als Herr v. Wylny mit Ludmilla in das Gesellschaftszimmer des Hofrath Lübeck eintrat, überzog ein schönes Incarnat die Wangen des Mädchens. Sie erblickte an einem Fenster desselben im anscheinend frohen Gespräch den Wirth des Hauses mit Herrn v. Lubzynska.

Mit edlem Anstand trat letzterer ihrem Vater entgegen, und sagte, ihm die Hand reichend, mit seinem wohl lautenden Organ: „Ich bitte den Freund meines seligen Vaters, mir eine kleine Unterhaltung in einem Nebengemach bewilligen zu wollen.“

Forschend ruhte das Auge des Herrn v. Wylny, auf dem edlen männlichen Antlitz des Lubzynska; dann streifte sein Auge eine Secunde auf das bleich gewordene Gesicht seiner Tochter, er sah den spannend auf ihn gerichteten Blick des Hofraths, und antwortete, die Hand des jungen Mannes drückend: „lieber Hofrath, Sie erlauben doch, daß in Ihrem Hause ein improvisirter Gerichtshof sich bilden kann?“

„Von Herzen gern, denn ich bin überzeugt, daß diese Aussprache dahin sich lösen wird, einen glücklich, frohen Kreis von Freunden heut um mich versammelt zu sehen.“

Er öffnete ihm hierauf ein Seitenzimmer, wohin der Herr v. Wylny dem jungen Mann voranschritt, der dem Mädchen seiner Liebe mit dem innigsten Gefühl ein paar Worte zuflüsterte; und dann rasch dem alten Herrn folgte.

Während Herr v. Lubzynska Herrn v. Wylny die Beweise seiner Unschuld an der Denunciation dem alten Herrn darlegte, ihm die Briefe überreichte, die Herrn v. Wylny die Gewißheit gaben, daß er mit Gefahr seines Lebens Swann glücklich von Tobolsk bis an die Grenze von Preußen geleitet habe, die Schreiben Swans dem Freunde seiner Jugend eine ewige Dankbarkeit sicherten, die Rinde um das Herz des Herrn v. Wylny schmolz, hatten sich die geladenen Gäste des Hofraths allmählich versammelt.

Mit dem unverkennbaren Ausdruck von großer Hochachtung nahte der Doctor Reinhard Ludmilla, die in einem innigen Gespräch mit Elfriede verflochten war.

Sein Nähertreten hauchte die schönsten Rosen auf Elfriedens Wangen, und, indem er derselben mit dem Blick der heißesten Liebe die Hand geküßt, sagte er in hoher Bewegung zu Ludmilla: „als ich in der Kapellenstraße in Kissingen mit Ihnen, mein Fräulein, einem mit theuer gewordenen Freunde nachsah, ahnte ich nicht, welche heilige schöne Bande den Scheidenden fesselten. Seitdem mein Vaterland das Seinige geworden, liegt seine Seele, sein Herz wie ein reiner Spiegel vor meinem Auge. In mir kann daher nur der einzige Gedanke Wurzeln fassen, daß es ihm gelingen wolle allen seinen moralischen Werth verdunkelnden Schatten von sich zu entfernen, damit heut' ein glückliches in Liebe vereintes Paar diese Räume umfasse.“

Bei diesen Worten sah er liebevoll in die ihm zugewandten Augen von Elfrieden, küßte sie leise und schnell auf die Stirn und trat dann dem die Gesellschaft begrüßenden Assessor Eberhard entgegen.

Dieser überflog nach einigen mit dem Doctor gewechselten Worten den kleinen Kreis der Geladenen, und sein Auge, das in diesen den jungen Lübeck auch erblickte, weilte mit den Zeichen einer angenehmen Ueberraschung auf Ludmilla. Er sagte

leise einige Worte zu dem Doctor und schritt dann von diesem geleitet dem Fenster zu, an dessen Brüstung Ludmilla und Elfriede ihren Platz zu ihrer Unterhaltung erwählt hatten.

Nachdem der Doctor den Assessor auf seinen Wunsch der anmuthigen Ludmilla vorgestellt hatte, und, nachdem die gewöhnlichen Formen des ersten Entrees unter gänzlich Fremden gelöst, der gewandte Assessor im Begriff war, den Geist der fein gebildeten Ludmilla auf ein ansprechendes Thema zu leiten, öffnete sich die Thüre des Seitengemaches, und mit freudigem Blick begrüßte Lubzynska den ihm schon befreundeten Greis, trat rasch zu seinem Mädchen, und ein heißer Kuß auf der Hand sagte ihr: wie alle Dissonanzen, die bis jetzt zwischen ihrem Vater und ihm bestanden, in Harmonie sich aufgelöst haben.

Eine Umarmung des Herrn v. Wylny sagte dem Hofrath, wie alle Räthsel sich ihm gelöst hatten, und auf ein leises von dem Gastgeber ihm zugeflüstertes Wort neigte er bejahend den Kopf.

„Und nun meine lieben Gäste, bitte ich sich zu placiren, wie es jedem angenehm ist. Aller Zwang sei aus diesem trauten Kreise heut verbannt. Doch damit von vorn herein die Freude uns umgebe, so erlaube mir: meine Nichte Elfriede mit dem Doctor Reinhard zu empfehlen.“

Mit wenig, aber herzlichen Worten wurde dem Brautpaar, das allgemein beliebt war, die besten Wünsche dargebracht, und, als man im Begriff war, sich zur Tafel zu setzen, hob der Hofrath scherzend an: „es ist auch noch ein Paar vorhanden, das da gesonnen ist“ —

Weiter kam der Hofrath nicht, denn schnell wie der Blitz erfaßte Lubzynska die Hand von Ludmilla, eilte zu dem bewegten Vater, beugte mit dem tief ergriffenen Mädchen das Haupt und sagte in hoher Rührung: „Ihren Segen, mein Vater.“

Außer dem jungen Lübeck kannten alle Vereinten bereits die näheren Verhältnisse dieser Verlobten, und hatten ihnen den lebhaftesten Antheil gewidmet.

Als daher Herr v. Wylny seine beiden Hände segnend auf die Stirn der vor ihm Stehenden legte und voll innigstem Gefühl sagte: „Gott segne Euch!“ brachen die Gäste in lauten Jubel aus, versicherten dem froh erregten Vater, daß, so viel

es in ihren Kräften möglich wäre, ihn in seinem Bürgerrecht von B. schützen zu wollen.

Dem Assessor, dem dieser Fall von dem Doktor vorgetragen wurde, sagte launig: „Herr v. Wylny dürfen nicht bangen, Astraa hat ja eine Binde um die Augen, von unserer Seite ist nichts zu befürchten, es müßten die Männer der Börse die Handhabung der Gerechtigkeit improvisiren.“

„Du meinst,“ fiel ihm heiter der junge Lübeck in das Wort: „weil man die Meinung in der Welt festhält, daß die Course der Börse die Herzen zu Automaten erkälten? Sei unbesorgt, noch lebt in unserer Handelskammer das Gefühl für Ehre, für Schutz dem Unterdrückten. Darum jedem Manne von Ehre in Preußens Gauen, der in sich die Kraft fühlt, für Schutzlose, die dem Terrorismus der russischen Regierung zum Opfer fallen sollen, seine heimatlichen Hallen zu öffnen, ein Lebehoch.“

Gerührt dankte Herr v. Wylny und Lubzynska den Versammelten für diesen Beweis Ihrer Theilnahme. Unter Scherz und ansprechender gemüthlicher Unterhaltung verfloß dieser Abend. Und als an dem Arme des seligen Lubzynska Ludmilla dem Vater nach ihrer Behausung nachschritt, und sie in die Nähe des Denkmals vom General Tauenzien kam, beugte sich Lubzynska zu ihr herunter und sagte leise: „wie oft habe ich hier gestanden, mein Mädchen, und die Bewegungen in Deinem Zimmer verfolgt, wenn Du Abends dasselbe durch den Lichterglanz erleuchtetest und dann die Lieder unsrer Heimath sangest.“

Schalkhaft sah ihn Ludmilla an, und sagte innig: „und glaubst Du denn, mein Auge hätte Dich, Deine Gestalt an dieses Segitter gelehnt nicht erblickt? Dir zu Liebe, zum Trost, daß eine liebende Seele mit Dir sympathisire, sang ich jene Strophen; es war das Einzige was ich für Dich thun konnte.“

„Ludmilla!“ sagte Lubzynska in dem vollen Feuer seines Nationalcharakters, und schloß die Geliebte an sein Herz.

Da waren Sie bei der Hausthür angelangt. Herr v. Wylny reichte Lubzynska die Hand und sagte betonend: „auf Wiedersehen, Peter.“

„Morgen!“ antwortete mit Accent derselbe, küßte noch einmal sein Mädchen und verschwand schnell in den Windungen der Tauenzienstraße.

9.

Zu lieben und zu schweigen, o wie lieb ich das!
v. Platen.

Valerie Lübeck stand an dem Fenster des Wohnzimmers und sah mit freudig strahlendem Blick die hellpolirten Scheiben desselben, denn mit freudig klopfendem Herzen erkannte sie schon von weiter Ferne den Erbprinzen Adomar von L., der mit starken Schritten der Richtung ihres Hauses zuschritt. Sie machte ganz leise das Fenster auf, um zu sehen, ob der Erbprinz in das Portal des Hauses gegangen sei, doch nirgends sah sie seine hohe Gestalt. Mit einem anmuthigen Erröthen trat sie vor den Trümeau, um nachzusehen, ob ihr Scheitel im glänzenden Bogen noch ihre Stirne umgebe. Befriedigend mußte das Resultat ihres Freundes ausgefallen sein, denn mit einem lieblichen Lächeln auf den blühenden Lippen trat sie von ihm zurück und eilte mit dem sichtbarsten Zeichen von Seligkeit in dem strahlenden Auge dem Vorsaale zu, dessen Räume der Erbprinz in diesem Augenblick betrat.

Mit dem Feuer eines Heißliebenden legte der Erbprinz den Mantel ab, die Mütze auf eine Console, schlang seinen Arm um Valerie und so mit ihr in das Wohnzimmer zurückgehend fragte er, indem sein Auge wonnetrunken auf des Mädchens rosigem Antlitz weilte: „hat Dein Auge, mein Herz, mich schon von ferne erblickt, daß meine Valerie mir entgegen eilte? denn nicht wahr, mein holder Engel, meinem Erscheinen galt Dein Eintritt in den Vorsaal?“ als wollte er die Antwort von ihren blühenden Lippen in einem Kuß vernehmen, so küßte er den kleinen Mund.

„Mein Adomar,“ sagte mit unendlich weicher Stimme das Mädchen und suchte sich seinem umschlingenden Armen zu entziehen: „ist nicht jeder Pulsschlag meines Herzens Ihnen geweiht? sollte da nicht eine geheime Inspiration mich befangen, wenn der Gebieter meines Herzens naht?“

„Spötterin!“ sagte lachend der Erbprinz: „doch Strafe muß sein!“ Bei diesem Ausspruch umschlang er sie auf das Neue, und Küsse ohne Zahl brannten glühend auf ihren Lippen.

Ein rascher Tritt im Vorzimmer erinnerte die Liebenden an die Forderung der Gegenwart, Ba-

lerie trat schnell an das Pianoforte, wohin der Erbprinz ihr folgte, nahm einige Notenhefte in die Hand, als wolle sie über dieselben sein Urtheil hören. Die Thür öffnete sich während dem und der Kommerzienrath Lübeck trat herein.

Bei diesem Geräusch wandten sich Beide um. Ueber des Erbprinzen Gesicht flog ein leichter Schatten bei dem Erblicken des Vaters von Valerien, während der letzteren war, als sollten die Adern ihres Herzens aufhören zu pulsiren.

„Ew. Hoheit, ich habe die Ehre Sie zu begrüßen,“ sagte in ernster Weise der Kommerzienrath und verbeugte sich vor dem Erbprinzen.

Der Erbprinz ahnend, daß ihm eine peinliche Unterhaltung bevorstand, beschloß, der Eröffnung zuvorzukommen, trat dem Kommerzienrath entgegen und antwortete: „lassen Sie uns, Herr Kommerzienrath, ein Sie und mich gleich berührendes Interesse als Männer von Ehre vor das Forum führen, und in dieser Weise eine Zukunft feststellen, die Sie als Vater beruhigt, mich aber als der treueste Freund von Valerie hoch beglücken kann.“ Der Erbprinz erfaßte hierauf die Hand von Valerien und drückte einen innigen Kuß darauf.

Valerie richtete einen herzlich bittenden Blick auf ihren Vater, und als sie in dessen Auge einen stummen Vorwurf las, eilte sie schnell zu ihm, schlang ihren Arm um seinen Hals und sagte schmeichelnd: „zürnst Du mir, mein Väterchen, daß ich in dem Gefühl der Liebe mich selig fühle?“

„Nicht jedes Gefühl der Seligkeit, was in unserer Brust erwacht, öffnet uns die Pforten des Himmels, dieses geträumte Eldorado verwandelt sich nicht selten in dem Gebiet der Wirklichkeit, wenn der schöne Traum der Liebe schwand, und wir zu dem Bewußtsein unserer Selbst erwacht sind, zu einer Vorhalle dessen, deren ursprüngliche Existenz in der Vorzeit fest begründet war. Darum, meine Tochter, baue nicht Deine Hoffnung auf eine Zukunft, deren rosenfarbiger Schein der Macht der Zukunft unterliegt.“ Hier hielt der Kommerzienrath bewegt inne; Valerie sah mit einem Gesicht, von dem jede Farbe gewichen war, angstvoll den Vater und den Erbprinz an, dann strich sie leise den Scheitel von der Stirn, als könne ihr Gedächtniß das nicht fassen, was der Vater sprach und als wolle sie dem Erbprinzen andeuten, daß sie an keine

Hölle in ihrer Brust, in der Vereinigung mit ihm, glaube, reichte sie ihm die leise zitternde Hand.

Von dieser Scene tief ergriffen, hob der Kommerzienrath an: „Valerie, Deine Mutter wünscht Dich zu sprechen und wartet Dein.“

„Genehmigen Sie Herr Kommerzienrath,“ nahm im bestimmten, wenn auch achtungsvollem Tone der Erbprinz den Faden des Wortes in seine Hand: „daß Valerie, das Mädchen meines Herzens, bei dieser Unterredung gegenwärtig bleibt. Es ist die Zukunft ihres Lebens, die wir Beide mit liebenden Herzen erwählen wollen. Ich finde nichts natürlicher, als daß dieselbe dabei gegenwärtig ist. Damit sie entscheiden könne, ob der Mann ihres Herzens bereit ist, den Forderungen und die Rechte desselben zu ehren.“

Der Kommerzienrath willigte schweigend ein.

Der Erbprinz führte Valerien zu dem Divan, wo ihr Vater neben ihr Platz nahm, setzte sich gegenüber, und sagte mit erhabener Stimme: „Nie fühlte ich mehr wie in diesem Augenblick, welche Fesseln meine Freiheit, meinen Willen binden! Nicht kann ich wie der geringste Unterthan meines Landes mit klaren kurzen Worten zu dem Vater meines Mädchens treten und ihm die Bitte an sein Vaterherz legen, mir das Glück und die Zukunft seiner Tochter anzuvertrauen. Die Stellung, die ich als der erstgeborene Sohn meines fürstlichen Vaters zu ehren habe, hat Ansprüche an mich, deren Erinnerung mir nie so schwer erschienen sind, wie heut.“ — Hier ruhte des Erbprinzen Auge auf Valerien, als wollte er in den ihrigen forschen, ob auch sie zu Opfern bereit wäre.

„Warum Ew. Hoheit, (ich erlaube mir die Frage als Valerions Vater), wenn Sie sich der Fesseln und der Forderungen ihres hohen Standes bewußt waren, erweckten Sie in dem Mädchen ein Gefühl, das nach Ihrer eignen Aussprache den Forderungen in den Augen der Welt nicht genügen kann? Leicht schleicht sich die Liebe mit Intension in das unbewachte Herz, aber! wer kann das Wehe einer Brust ermessen, wenn ein Veto als Scheidewand das Verhältniß spricht?“

Ein sarkastischer Zug umspielte den Mund des Erbprinzen und er antwortete mit Ironie: „Sie haben wohl nie geliebt, Herr Kommerzienrath?“

„Welche sonderbare Frage richten Sie an mich?“ fragte der Kommerzienrath staunend.

„Ich finde sie ganz competent. Sie würden in ihr die Erledigung finden, warum mein Herz mit tausend Banden an Valerie sich gekettet fühlt. Läge es in meiner Macht, so würde ich auf kurzem Wege Valerie meine Hand reichen und zu der Gattin meines Herzens machen. So kann ich das in Rücksicht auf meinen fürstlichen Vater nicht. Von Valerie aber kann ich nicht scheiden! Doch eben so wenig, das liegt klar vor meinen Augen, kann ich ihr meine Hand reichen, und sie als Herzogin auf dem Fürstenthron erheben.“

„Nun, und welche Stellung haben Ew. Hoheit in Ihrer Liebe meiner Tochter zugedacht?“ fragte der Kommerzienrath mit unterdrückter Heftigkeit.

Der Erbprinz schien von dieser Erregung keine Notiz nehmen zu wollen und fuhr fort: „wenn ich auch die Rechte meines Landes ehre und bereit bin, derselben Opfer zu bringen, so können doch die Unterthanen des Herzogthums die Forderung an mich nicht stellen: daß ich auf der einsamen Höhe dem Gefühl der Liebe entsagen soll; Sie sehen mich bereit, an meinen fürstlichen Vater die Bitte zu richten, Valerie in den Adelsstand zu erheben, und als meine Gemahlin in morganatischer Weise zu erkennen.“ Der Erbprinz richtete seine forschenden Blicke auf den Kommerzienrath, als wolle er damit sagen: „ich habe Dir eine solche rosenfarbene Zukunft vor Deinen Augen enthüllt, wie Du sie gewiß nicht ahnen konntest, und erwarte nur Deine bestimmte Einwilligung zu diesem meinen Plan.“

Alles Blut wich aus Valeriens Antlitz, als sie die Bedeutung dieser Minute für ihr ganzes Leben erkennend, in hoher Angst ihren Vater ansah, und auf dessen Stirn seine, ihr wohl bekannte Ader des Zornes erblickte, die nur in sehr seltenen Fällen sichtbar wurde.

„Es ist des Gärtners Schuld, Ew. Hoheit, wenn er zur rechten Zeit versäumte, als Schutzherr seine blühende Rose vor dem nahenden Sturm zu schützen, und diese, von dem Orkan erfaßt, willenlos hin und her bewegt, zuletzt ermattet, ihres Schmuckes beraubt, aller Schönheit baar ihm zuruft: „warum überhörtest Du in dem Gesäusel des milden Westwindes die Boten des nahenden Sturmes?“

Ew. Hoheit haben dem Liebreiz meiner Tochter einen Weihrauch gestreut, der ihr Herz geblendet; es zu dem Ihrigen gemacht hat. Ihr Bild, was in dem Herzen eines hoffärtigen Mädchens erwacht und gepflegt wurde, veranlaßt sie, den Schwur der Treue zu brechen, den sie einem ehrenwerthen Manne gelobt hatte. Mit dem Bilde eines andern Mannes im Herzen, konnte sie nicht die Gattin des Assessors werden, ich löste daher dieses Verhältniß. So hoch ich auch die Ehre erkenne, die Ew. Hoheit bestimmen, meine Tochter in der morganatischen Ehe zur Gattin zu erheben, so muß ich doch für diese Ehre, meiner Familie zugedacht, ergebenst danken.“

„Vater!“ rief Valerie mit einem Angstschrei und sank dem Erbprinzen in die Arme.

Dieser Anblick wirkte wie elektrisch auf den Kommerzienrath, und er fuhr sich mit dem ostindischen Taschentuch über das bleiche Antlitz.

„Herr Kommerzienrath, noch nie habe ich einem positiv ausgesprochenen Wort die Frage um Analyse entgegen gestellt. Darf ich, wo es sich nicht bloß um das Glück meines Lebens, sondern auch um das Ihrer Tochter handelt, Sie fragen: „ob Sie keine Modification diesem Veto einräumen wollen?“

„Ew. Hoheit, glauben Sie mir, daß ich mit voller Erkennung des Wehes, welches dieses Wort in der Brust meiner Tochter erwecken wird, ausgesprochen habe! Es wird ein namenloser Schmerz sie ergreifen — doch, nach meinen erwählten Grundsätzen kann ich kein anderes Wort für das ehrenvolle Gesuch Ew. Hoheit erwählen.“

„Und diese wären, wenn ich fragen darf?“ sagte bitter der Erbprinz, während Valerie in stummem Schmerz versunken ihr Haupt an des Erbprinzen Brust barg.

„Es sind die Ansichten, die Grundsätze eines Bürgers, Ew. Hoheit, in denen er Jahre lang die Ehre seines Landes erkannte, und die ich um meiner Tochter, eines liebekranken Mädchens, jetzt nicht verläugnen will. Ich will nicht berühren, wie in unserem Stande die morganatischen Ehen beurtheilt werden; jeder Stand lebt nach seinen erwählten Prinzipien, die er als Recht erkennt; darum enthalte ich mich jeder weiteren Aussprache. Doch in einer solchen Ehe, die, wenn sie auch nicht meiner Tochter alle Rechte und Vorzüge einer Legitimen sichert, würde sie aus dem Kreis der Ihrigen ent-

fernt, um als ein milder Eindringling auf der Stelle, die Sie für sie erwählten, langsam zu ermatten, und von giftigen Stacheln verlegt, sich innig nach dem Kreis zurücksehnen, den der Kreis der Liebe ihr entführt hatte.“

„Und trauen Sie mir als regierendem Herzog nicht so viel Macht in meinem Lande zu, daß ich meine Gattin fern vor schädlichen Insekten wahren kann?“

„Ich pflichte vollkommen den Worten Ew. Hoheit bei: das heißt einer Gemahlin von fürstlichem Geblüt. Wir dürfen nicht zu weit in die Vergangenheit zurückgehen und das Buch der Geschichte aufschlagen, um zu vernehmen, wie viel Herzen als Opfer der Liebe der Intrigue zum Opfer gefallen sind. Wenn Ew. Hoheit meine Valerie wahrhaft lieben, so machen Sie ihr die Trennung leicht, ich richte diese Bitte mit vollem Vertrauen an Sie.“

„Nach diesen ausgesprochenen Worten, Herr Kommerzienrath, erkenne ich, wenn auch mit Schmerz, daß Sie mit fester Hand ein Band lösen wollen, dessen Zauber mich gefangen hält. Ich werde sofort Ihr Haus, wo das Glück einer schönen Zukunft mir verschwand, verlassen.“

Er wollte sich aus den Armen von Valerie, entfernen, als diese mit dem Laut des höchsten Schmerzes rief: „Adomar!“

Von diesem Ruf wie electrifirt schwang er rasch seinen Arm um Valerie, küßte die blühenden Lippen und sagte in höchster Exaltation: „Valerie, gelobe mir in Gegenwart Deines Vaters Treue und Liebe bis in den Tod; laß nichts davon Dich scheiden und nimm sie einst mit hinauf zu des Höchsten Thron!“

„So wahr mir Gott helfe!“ sagte in hoher Begeisterung Valerie: „Dein bin ich für Zeit und Ewigkeit.“

Der Erbprinz schlang noch einmal seinen Arm um das Mädchen, trat dann mit ihr Hand in Hand vor den Kommerzienrath und sprach weich: „Dem Vater von Valerie, dem Manne von Ehre übergebe ich mein höchstes Kleinod, meine Braut! Ob ein Morgen dem unter Ihren Augen geschlossenen Verlobnistage wird, steht in eines höheren Macht. Doch wie auch die Würfel dem verhängnißvollen Becher der Zukunft entrollen werden, Valerie bleibt

mein höchstes Gut! Ihre Treue wird mein Herz zu allen Opfern erstarren. Und nun leb wohl, mein Leben.“

Er drückte den Scheidekuß rasch auf die Lippen der erregten Valerie, reichte dem Kommerzienrath die Hand, und war wie mit einem Zauber- schlage den nachsehenden Augen des Mädchens verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlassenschaft des Pflanzers.

(Schluß.)

So lange Jenny noch den Leichnam ihres Vaters sah, hatte ihr Schmerz noch ein Maß, allein als der Sarg fortgetragen, und das Haus einsam und öde war, da fühlte sie eine unbeschreibliche Leere in ihrem Herzen und empfand mit Schrecken, daß sie eine Waise war. Die Drohungen Plaksons kamen ihr in das Gedächtniß, sie blickte um sich, und als sie sich allein sah, ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Schutz, da sank alle ihre Hoffnung und sie weinte bitterlich.

Die Ankunft ihres Onkels, welche noch diesen Abend erfolgte, riß sie glücklicherweise aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung. Williams Makensie, den sie früher nie gesehen hatte, war ein Mann vortrefflichen Herzens, ernsthaft und streng mit Männern, sanft mit Frauen und Kindern, ein treuer Verehrer des Evangeliums und der Gesetze. Weder seinen Blick, noch seine Stimme entflammte je das Feuer der Leidenschaft; Sanftmuth strahlte aus seinem heitern Auge, und tröstend war sein Ton. Nachdem er Jenny zärtlich umarmt hatte, zog er sie auf seine Knie und ließ sie einige Zeit auf seiner Schulter weinen, dann aber hob er ihren Kopf empor und sprach mit väterlicher Herzlichkeit: „genug jetzt, liebes Kind, Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Du bist keine Waise, weil Dein Vater gestorben ist, Du sollst von nun an meine Tochter sein.“

Indessen wurde der Tod Makensies bald auf ganz Alabama bekannt, und seine Gläubiger erhoben sich. Sie kamen alle nach Montgomery, und klagten ihre Forderungen ein, auch Herr Plakson

erschien mit den seinigen. Da des Verstorbenen Angelegenheiten in großer Unordnung waren, so wurden dessen Bruder und Herr Plakson gebeten, ein genaues Inventarium seiner Hinterlassenschaft aufzunehmen. Sie theilten sich in diese Arbeit. Plakson übernahm es, Makensies Bücher und Schriften zu untersuchen, und Williams den Stand der liegenden Gründe und der Ernte aufzunehmen.

Jenny war weit entfernt, zu ahnen, daß eben dieses Inventarium ihr Verderben herbeiführen werde.

Williams Arbeit nahm eine ganze Woche in Anspruch, während welcher Jenny gar nicht aus dem Hause ging, um Plakson zu vermeiden. Sie fand eine Art Trost in dem Gedanken, daß sie nun bald einen Ort verlassen werde, wo ihr Alles trauervolle Erinnerungen hervorrief und sie mit fortwährender Angst quälte.

Endlich war das Inventarium vollendet, und Alle, welche einen Anspruch auf die Verlassenschaft zu machen hatten, wurden eingeladen, den Berichten Williams und Plaksons beizuwohnen.

Eine Zusammenkunft von Gläubigern in dem Hause ihres Schuldners ist ein ganz eigenes Schauspiel. Hier zeigen sich Habgierde und Egoismus in ihrer ganzen Stärke. Man muß sehen, wie diese Menschen sich mit verdächtigem Mißvergnügen beobachten, man muß hören, mit welcher Vorsicht sie einander ausholen, und wie sie ohne Erröthen einander belügen. Die Augen schweifen überall herum, man schätzt im Gedanken sogleich alles, was man erblickt, man berührt die Vorhänge, die Bettdecken, man sucht auf dem Pianoforte den Namen des Verfertigers und bestimmt schon im Voraus alle Stücke, die man sich zueignen will.

Die Gläubiger des Herrn Makensie hatten diese Prüfung im Einzelnen schon angestellt, als Plakson und Williams eintraten. Der Letztere war traurig, aber in den Augen des Ersteren flammte eine wilde Freude. Alle Beide setzten sich zu einem Tische, und Williams begann sein Inventarium abzulesen.

Liegende Gründe, das Bohnhaus, die Ernte, die Sklaven, Alles war mit gewissenhafter Genauigkeit geschätzt und belief sich auf 20,000 Dollars.

Wie, nur 20,000 Dollars? schrien einige Gläubiger.

Geduld, unterbrachen sie Andere, vielleicht hat Herr Plakson noch etwas in den Papieren des Verstorbenen entdeckt.

Nichts! sagte Plakson, die Achsel zuckend.

Da entstand ein allgemeiner Lärm, und mancherlei Verwünschungen gegen den Verstorbenen wurden laut.

Ich hab's wohl vorausgesehen, sagte ein großer Holländer, der sich mit dem Sklavenhandel bereichert hatte, der Verstorbene war ein Correspondent der Colonisationsgesellschaft, ein verkappter Abolitionist.

Ein Mensch ohne Religion, der am Sonntag Musik machte, fiel ein Quäker ein.

Und Alle schrien unter einander: abscheulich, himmelschreiend, also sollen wir wenigstens die Hälfte verlieren?

Sie werden nichts verlieren, antwortete Plakson. Das Inventarium des Herrn Williams enthält nicht das ganze Eigenthum seines Bruders, und er hat das Kostbarste vergessen.

Welches?

Seine Tochter.

Ein allgemeines Gemurre drückte das Stauen der Anwesenden aus.

Ich verstehe Sie nicht, sagte Williams.

Sie werden mich gleich verstehen, mein Herr! Diese Documente unter des Verstorbenen Papieren gefunden, beweisen, daß die Frau, welche er vor 20 Jahren in Louisiana heirathete, eine Sklavin war. Die Töchter sind nach unsern Gesetzen, was die Mütter waren, also ist Miß Jenny, die Tochter einer Sklavin, auch eine Sklavin, und gehört als solche in die Verlassenschaft des Herrn Makensie.

Das ist unmöglich, rief Williams, wo sind die Documente?

Hier! — Williams wurde gebeten, sie laut vorzulesen.

Sie zeigten, daß Makensie Schritte gemacht habe, um die Mutter Jennys frei zu machen, daß diese aber erst durch das Falliment, wodurch er gezwungen war, Louisiana zu verlassen, später aber durch den Tod seines Weibes vereitelt worden seien. Die Beweise waren so klar, daß sie keinem Zwei-

fel Raum gaben. Williams stand nach der Ablesung einen Augenblick stumm und unbeweglich.

Sind Sie überzeugt, Herr Makensie? fragte Plakson ironisch.

Der Alte, bis in sein Innerstes erschüttert, antwortete nicht.

Herr Makensie sieht nun ein, hoff' ich, daß seine Nichte auch ein Verlassenschaftstück seines Bruders ist.

Hört mich, versetzte Makensie, ich kann nichts einwenden gegen Euer schändliches Gesetz, es ist einmal ein Gesetz, nur bitte ich Euch, daß Ihr mir die Tochter meines Bruders überlaßt. Ich bin nicht reich und habe sechs Kinder; aber, wenn diese auch keine Erbschaft zu erwarten haben, so sind sie wenigstens freie Menschen. Ich zahle Euch für Jenny den Preis, den man für den kräftigsten Sklaven in Alabama bezahlt, ich zahle so viel, daß ihr selbst finden werdet, daß ein schwaches Kind dafür zu theuer erkauft ist.

Miss Jenny ist schön, bemerkte ein Gläubiger, und Schönheit hat ihren eigenen Preis.

Entsetzlich, schrie Williams.

Man sieht, daß sich der alte Herr auf einen solchen Artikel nicht versteht, sagte lachend der Holländer. Uebrigens kauft und verkauft man nicht ungeschaut. Herbei mit der Waare, damit man sie schätzen kann.

Ganz recht, rief man von allen Seiten, laßt die Sklavin kommen, wir wollen sie sehen.

Makensie suchte vergebens Vorschläge und Einwendungen zu machen, man hörte sie nicht, er sah wohl, aller Widerstand sei fruchtlos, und fürchtend, man möchte sie mit Gewalt herbeischleppen; er ging also selbst, sie zu suchen.

Er fand sie mit Begießen der Blumen beschäftigt; als sie ihren Onkel sah, lächelte sie Anfangs, als sie aber die Blässe seines Gesichtes bemerkte, fragte sie ihn ängstlich, was ist Ihnen, lieber Onkel?

Williams hatte weder die Zeit, noch die Geistesgegenwart, um ihr das zu versüßen, was er ihr zu sagen hatte; daher entdeckte er ihr Alles ohne Vorbereitung. Miss Makensie war wie vom Blitze gerührt.

Fürchte nichts, tröstete sie der Alte, ich rette Dich, was es mich auch kosten mag.

Miss Jenny traute diesen Worten nicht. Mit jener schnellen und tiefen Klarheit, welche die Gefahr giebt, sah sie auf der Stelle ein, daß alle Hoffnung verloren sei, und daß sie in die Gewalt jenes Mannes fallen müsse, den sie mehr haßte, als den Tod. Diese Ueberzeugung, anstatt sie nieder zu schlagen, gab ihr im Gegentheile Muth. Wenn man dem Unglücke noch etwas abdisputiren kann, ist man voll Angst, aber wenn das Unvermeidliche über uns hereinbricht, unterwirft man sich geduldig dem Schicksal. Mit der Ruhe eines Verurtheilten, der zum Schaffotte geht, folgte Jenny also ihrem Onkel, und dieser, ohne die Ursache dieser muthvollen Ruhe sich erklären zu können, freute sich darüber.

Die Gläubiger erwarteten indessen mit Ungeduld den Onkel und das Mädchen und fanden die lange Verzögerung etwas sonderbar. Die Argwöhnischen wurden schon unruhig, da ging die Thüre auf, und William erschien, Miss Makensie an der Hand. Das Mädchen war blaß, aber sie schritt ruhig und stolz einher. Es war über ihr ganzes Wesen ein so tiefer und erhabener Schmerz ausgegossen, daß bei ihrem Anblicke die Gläubiger fast ehrfurchtsvoll zurückwichen.

Ich bringe Ihnen Ihre Sklavin, sagte der alte Williams mit Würde. Da die Geschöpfe Gottes hier eine Waare sind, die man verkaufen und erben kann, so mögen Sie selbst entscheiden, was ich Ihnen dafür bezahlen soll.

Das ist eine Waare von der besten Qualität, murmelte der Holländer. Ich verstehe mich auf den Sklavenhandel, und ich glaube 2000 Dollars kann man dafür geben.

Ich gebe 3000, rief Williams.

Die Gläubiger berathschlagten sich, als Plakson, der bisher nur schweigend und lächelnd zugehört hatte, vortrat und kalt sagte: Ich gebe 6000 Dollars.

Bei dem Tone dieser Stimme bebte Jenny zurück, aber verrieth doch keine Angst.

7000 Dollars, versetzte Williams, 8000, 9000, 10000.

Makensie schwieg. Er bedachte, daß 10000 Dollars fast sein ganzes Vermögen ausmachten, welches er seinen Kindern hinterlassen wollte. Jenny, welche dieses Schwanken bemerkte, faßte ihn bei der

Hand und flüsterte ihm zu: Genug, lieber Onkel, lassen Sie mich.

Herr! sprach Williams zu Plakson, ich weiß wohl, Sie können über größere Summen disponiren, als ich, aber haben Sie Mitleid mit meiner Armuth. Es ist ja kein Streit, den ich gegen Sie führe, wenn ich mehr biete, es ist nur eine Pflicht, die ich erfülle. Trogen Sie mir das Mädchen nicht ab, es ist die Tochter meines Bruders, ich habe ihr versprochen, künftig ihr Vater zu sein. Um Gottes Barmherzigkeit Willen, lassen Sie mir das Mädchen. Dieses sagte der Alte mit zitternder Stimme und Thränen in den Augen; er faßte Jennys Hand, und gegen die Gläubiger gewandt, rief er: Ich gebe 12000 Dollars.

Ich gebe 15000, sagte kalt Plakson.

Geben Sie mich auf, flehte Jenny.

Williams aber bleich vor Zorn und Schmerz, versetzte: Die Schuld meines Bruders beträgt 20,000 Dollars, wohlan! ich verpflichte mich, sie binnen einem Jahre zu bezahlen.

Und ich bezahle sie auf der Stelle, schrie Plakson, indem er die Summe in Banknoten auf den Tisch hinwarf.

Bei diesem Anblicke näherten sich alle Gläubiger zugleich dem Tische. Der Handel ist abgeschlossen, rief der Holländer, wir theilen uns in die Banknoten, und Euer ist die Sclavin.

Makensie warf sich in einen Stuhl, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Das mußte so kommen, sprach Jenny mit kalter Verzweiflung, das war unvermeidlich, mein theurer Onkel, Sie waren nicht reich genug, um mich zu retten. Betrüben Sie sich nicht, Sie sehen, ich bin gefaßt, und bedenken Sie, was Sie mir selbst gesagt haben: Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Dann vor dem Alten auf ihre Knie sinkend und seine Hände fassend, fügte sie mit zitternder Stimme hinzu: hören Sie nur noch meine letzte Bitte. Jones befindet sich, eitle Hoffnung nährend, in Boston. Vielleicht in diesem Augenblicke setzt er schon die Zeit fest, wo wir auf ewig vereinigt werden sollen, ich fürchte seinen Schmerz, wenn er den Schlag erfährt, der mich getroffen: Versprechen Sie mir, das Schreckliche ihm selbst

zu verkünden, ihn zu trösten, und über ihn zu wachen.

Ich verspreche es Dir, versetzte Williams weinend. Das Mädchen zog ein goldenes Ringlein von ihrem Finger und, es ihm reichend, sprach sie: diesen Ring senden Sie ihm und verkünden ihm dabei, daß ich meinen Schwur treu gehalten habe und als seine Braut gestorben bin.

Beide hielten sich einige Augenblicke schluchzend in den Armen, dann riß sich Jenny mit übermenschlicher Kraft los, drückte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz, als wenn sie diesem Schweigen gebieten wollte, hob das blonde Haupt hoch empor und warf einen verwirrten Blick rund um sich. Die Gläubiger hatten sich in die Kammer daneben begeben, um ihre Forderungen auszugleichen, und sie war mit ihrem Onkel allein. Sie schritt in dem Zimmer herum, wo ihr alles so vertraut war, und die Arme ausbreitend, als wenn sie Alles mit einem Male umarmen wollte, rief sie: lebt wohl — lebt wohl! Dann kniete sie vor einem Frauenbilde nieder, welches an der Mauer hing und sprach: O meine Mutter! Gott sei gelobt, daß er Dich früher zu sich nahm, Du darfst doch Deine Tochter nicht verkaufen sehen und bist jetzt frei dort oben im Himmel.

Dann näherte sie sich dem Fenster und sah in's Freie hinaus. Sie betrachtete die Landschaft, den Himmel, den Alabama, welcher unter dem Balkon vorüber floß, bedeckte sich das Gesicht und schluchzte laut. Es war ein Augenblick des tiefsten Schweigens. Plötzlich aber öffnete sich die Thüre, und Plakson erschien.

Ich komme zu fragen, sprach er, ob das Abschiednehmen vorüber ist.

Dieser Kauf ist also wirklich und unwiderruflich geschlossen? fragte Williams.

Statt der Antwort hielt ihm Plakson den von den Gläubigern unterzeichneten Kaufbrief vor.

Der Alte nahm maschinenartig das Papier.

Und durch die bezahlte Summe sind alle Verpflichtungen meines Vaters erfüllt, und seine Ehre makellos? fragte Jenny.

Herr Williams Makensie wird sogleich die Generalquittung für seinen Bruder erhalten. Es bleibt

jetzt nichts mehr übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt.

So leben Sie denn wohl, mein theurer Onkel,

schrte Jenny außer sich. Lebe wohl, Jones; und mit einem Sprung auf das Fenster stürzte sie sich aus demselben in den Alabama hinab.

Eduard Jenners Leben.

Der Name Jenners knüpft sich an eine der wichtigsten Entdeckungen in der medicinischen Wissenschaft; die Geschichte seines Lebens ist auch die der Kuhpocken-Impfung. Sollen wir die Ansprüche Einzelner auf den ewigen Dank der späteren Generationen nach dem wirklichen Verdienste ermessen, das sie um die Welt gehabt, so würden wir kaum ein Individuum nachweisen können, dessen Andenken allen civilisirten Nationen werther sein müßte, als das Eduard Jenners. Die darüber erschienene Schrift ist, als medicinisches Memoire, eines der schätzbarsten Werke dieser Art, die Englands Literatur aufzuweisen hat. Sie erzählt nicht bloß sämtliche Ereignisse aus Jenners Leben, — die an sich von keiner großen Bedeutung sind, sondern sie entwickelt uns mit äußerster Genauigkeit alle Kämpfe, die er zu bestehen gehabt, um seine Lehre zu begründen, berichtet über alle Streitigkeiten, in die er sich verwickelte, enthüllt uns das innere Wirken der Zweifel, der Eifersüchteleien und Intriguen seiner Berufsgenossen, und umfaßt eine sehr große Correspondenz, die nicht nur den Haupt-Gegenstand des Werkes besser darstellt, sondern auch auf viele öffentliche Charaktere Licht wirft.

Eduard Jenner wurde im Mai 1749 zu Berkeley in Gloucester geboren, wo sein Vater ein Geistlicher war. Als Knabe zeigte er große Liebe zur Naturgeschichte. Nach zurückgelegtem Schulunterricht kam er in die Lehre eines ausgezeichneten Wundarztes bei Bristol und von da zwei Jahre lang zu dem berühmten John Hunter in London. Die Originalität und Selbstständigkeit, welche den Ersteren charakterisirte, machten einen tiefen Eindruck auf seinen Schüler, und Beide knüpften eine innige Freundschaft, die in späteren Jahren zu einer ununterbrochenen Correspondenz führte. Um jene Zeit kam Capitän Cook von seiner ersten Entdeckungs-Reise zurück, und Jenner

ordnete die von Joseph Banks mitgebrachten werthvollen Naturproducte mit so viel Sachkenntniß, daß er ein Anerbieten erhielt, die nächste Expedition als Naturforscher zu begleiten. Allein der junge Mann lehnte dieses Anerbieten ab, weil er bereits fest entschlossen war, in seinem Geburtsorte sich nieder zu lassen.

Jenner zeigte sein ganzes Leben hindurch wahre Begeisterung für den gewählten Beruf. Wie andere große Männer, hatte auch er in seiner Jugendzeit eine poetische Ader, die zuweilen in ganz artigen Gelegenheitsgedichten ihr Dasein kund that; aber bald wendeten sich alle seine Geisteskräfte nur der Heilkunde zu. Im 39. Jahre heirathete er Miß Katharina Kingscote, eine Dame aus alter Familie, die ihm ein Jahr darauf seinen ältesten Sohn schenkte.

Der chirurgischen Praxis müde und entschlossen, einem Zweige derselben auf jeden Fall hin zu entsagen, bewarb sich Jenner im Jahre 1792 um den Grad eines Doctors der Medicin am St. Andrew-College, den er auch sofort erlangte. Jetzt fuhr er mit seinen schon angefangenen Entdeckungen in der Vaccination emsig fort und vollzog im Jahre 1795 die erste Einimpfung der variolae vaccinae. Bald darauf erschien seine „Inquiry,“ der erste große Schritt seines Lebens, ein Buch, welches die Aufmerksamkeit aller Zeitgenossen erregte.

Die erste Veranlassung zu der großen Entdeckung wird also beschrieben. Während Jenner bei dem Chirurgen Ludlow in Sudbury, unweit Bristol in der Lehre war, kam eines Tages eine junge Bäuerin und fragte um ärztlichen Rath. Das Gespräch fiel in ihrer Gegenwart auf die Pocken, und die Patientin bemerkte sogleich: „diese Krankheit kann ich nicht bekommen, weil ich Kuhpocken gehabt habe.“ Dies war Volksglaube in jenem Districte. Die Aeußerung der Frau machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Jenner, und er grübelte von Stunde an darüber nach, bis er die

Lehre begründet hatte, die seinem Namen Unsterblichkeit verlieh. Seine Entdeckung wurde anfänglich, wie alle übrigen Entdeckungen, mit Kälte und Mißtrauen aufgenommen; und es verdient als eine Merkwürdigkeit aufgezeichnet zu werden, daß, als Jenner nach dem Erscheinen seiner „Inquiry“ nach London ging, um die Kuhpocken dort heimisch zu machen, während seines dreimonatlichen Aufenthaltes daselbst kein Mensch von ihm sich impfen lassen wollte.

Jenner, der den Segen der Pockenimpfung unter das Publikum bringen wollte, opferte dabei nicht bloß einen großen Theil seiner Praxis, sondern er wandte auch aus seinen eigenen Mitteln große Summen daran, daß das heilsame Präservativ nach allen Theilen der Erde verführt würde. Diese edle Uneigennützigkeit bestimmte einige seiner Freunde, die Sache vor das Parlament zu bringen: und auf ihren Rath überreichte Dr. Jenner im Jahre 1802 dem Unterhause eine Vorstellung, worin er die Vortheile seiner Entdeckung auseinandersetzte und um eine beliebige Remuneration anhielt. Die Sache wurde einem Ausschuss übergeben, und man stimmte endlich für die geringe Summe von 10000 Pfd. Jenner hatte schon wenigstens 6000 Pfd. Strl. an seine Experimente verwendet.

Wenn aber dieser Wohlthäter der Menschheit in seinem eigenen Vaterlande keinen angemessenen Lohn seiner Verdienste fand, so hatte er wenigstens die Genugthuung, seine Entdeckung bald über die ganze Erde ausgebreitet zu sehen, von allen gelehrten Körperschaften und aus den entferntesten Gegenden schmeichelhafte Zeugnisse zu empfangen, und das Lob der Entdeckung sogar in lyrischen Gedichten zu vernehmen. Selbst Coleridge hatte den Plan, die Pockenimpfung zum Gegenstand eines Gedichtes zu machen.

Trotz aller schmeichelhaften Anerkennungen waren Jenners Privatangelegenheiten in keinem blühenden Zustande. Er hatte sich nach London begeben, wo er mit großen Kosten eine Impfanstalt unterhielt, die ihm nur ungefähr 350 Pfd. jährlich einbrachte. Seine Verluste in den vier folgenden Jahren, bis er London wieder verließ, werden auf 6000 Pfd. geschätzt. Von den 10000 Pfd. Strl. die das Parlament ihm bewilligte, hatte

er beinahe 1000 Pfd. für Amtsgebühren (official fees) hingeben müssen, ohne der Zögerung zu gedenken, womit man die Summe auszahlte. Seine Lage wurde jedoch sehr erleichtert, als er endlich eine neue parlamentarische Remuneration von 20000 Pfd. Strl. erhielt, und zwar dieses Mal ohne Abzüge für Gebühren.

Ehrenbezeugungen und zum Theil auch werthvolle Geschenke strömten ihm von der Zeit an aus allen Weltgegenden zu. Er empfing Dankadressen von fünf indianischen Nationen, und wurde Ehrenmitglied des Nationalinstitutes. Der Tod seiner Frau, seines Sohnes und seiner Tochter trübten den Abend seines Lebens, allein er fand wieder Trost bei dem Berufe, der ihm über alles Irdische ging, und von Zeit zu Zeit bei Lieblingsstudien, die er schon als Jüngling gepflegt. Der vortreffliche Mann starb 1823 in seinem väterlichen Hause zu Beverley an einem Schlagflusse.

Der Verfasser vorliegender Biographie giebt uns eine interessante Schilderung von Jenners Persönlichkeit, Sitten und Lebensweise, aus der wir Folgendes mittheilen:

„Das Aeußere unseres Jenners war auf den ersten Blick nicht sehr ungewöhnlich; wer ihn aber nur wenige Minuten beobachtet hatte, dem konnten seine Eigenthümlichkeiten, die ihn vor jedem Andern auszeichneten, nicht entgehen. Diese Individualität wurde um so auffallender, je länger man ihn kannte; und alle diejenigen Freunde, die ihn am längsten beobachtet, erklären einstimmig, es sei ein charakteristisches Etwas an ihm gewesen, das ihnen bei keiner andern Person bemerklich geworden sei. Was einen Fremden zuerst für Jenner einnahm, das war sein schlichtes, ganz ungezwungenes, und doch feines Benehmen. Er besaß keinen Schatten von Anmaßung, und eben so wenig von der Sucht, zu gefallen, oder mit falschem Schein zu imponiren. Sein edles Herz lag, ihm selber unbewußt, so offen zur Schau, daß Jeder ohne Ausnahme seine Gesinnungen lesen konnte.“

„Jenners ganze Lebensweise war mit der patriarchalischen Schlichtheit seines Inneren im vollkommensten Einklange; und vielleicht hat es noch nie einen Menschen gegeben, dem Prunk und Ceremonien unausstehlicher gewesen wären. Er mied, so gut es sich thun ließ, steife Gesellschaften und

genoß gern im Umgang mit vertrauten Freunden jene gesellige Freiheit, die seiner Individualität allein zusagte.“

„In seinen letzten Lebensjahren stand er des Morgens nicht allzu früh auf; doch verweilte er immer eine Zeit lang in seinem Studierzimmer, bevor er am Frühstückstische erschien. So oft er in London und in Cheltenham verweilte, pflegte er in dieser Frühstunde seine wissenschaftlichen und literarischen Freunde bei sich zu sehen. Einige kamen, um seine Unterhaltung zu genießen, Andere, um sich in ihrer Praxis seines Rathes zu erholen. In der Heimath fanden sich auch Bettern bis zum entferntesten Grade an seinem Frühstückstische ein; und fast jeden Tag wußte er seine Gäste mit einer pikanten und lehrreichen Mittheilung, oder in Ermangelung derselben, mit artigen Epigrammen, Wortspielen und anderen Scherzen zu unterhalten.

Seine heitere Laune verließ ihn nur bei häuslichem Unglück, oder körperlichen Leiden, und selbst als Greis wußte er sich nach dem Humor seiner jugendlichen Gäste zu bequemen.“ —

„Der berühmte Fox kam während eines längeren Aufenthaltes in Cheltenham öfter mit Jenner in Berührung. Foxens Hausarzt, Moseley, hatte dem großen Staatsmann einen so fürchterlichen Begriff von den Kuhpocken beigebracht, daß er eines Tages Jenner mit komischem Grausen fragte: „geben Sie mir doch einmal einen Begriff von Ihrer Operation, die so viel besprochen wird.“ — „Se nun,“ erwiderte Jenner, „es ist gerade so, als zerschnitt man eine Perle auf einem Rosenblatte.“ Diese eben so richtige als poetische Vergleichung gefiel Fox außerordentlich, und von der Zeit an war er dem Entdecker weit mehr gewogen.

Die deutsche Nationalliteratur der neuesten Zeit von K. Barthel.*)

„Mein Standpunkt ist ein, wenigstens vorwiegend, sittlich-religiöser. Vor Allem, was auf dem Gebiete unserer neuesten Literatur den Glauben und die Sittlichkeit gefährdet, zu warnen, und das hervorzuheben, was auf demselben Gebiete in beiden Beziehungen besonders förderlich ist, das war, außer der ästhetischen Beurtheilung, meine Haupttendenz.“ Dieß sind die bemerkenswerthen Worte der Vorrede, in denen der Verfasser andeutet, daß ein dreifaches Princip seiner Behandlung der neuesten Literatur zu Grund liege. Da wir uns bei dem vorliegenden Werke überhaupt nicht an das gesammte Buch, sondern an Vorrede und Inhaltsverzeichnis halten wollen (der Grund wird sich gleich nachher von selbst ergeben), so lassen wir gleich auf dieser dreitheiligen Distinktion unser Auge einen Moment verweilen. — Die ästhetische Beurtheilung eines Geistesproduktes hat die Absicht, den Eindruck, welchen dasselbe auf einen geläuterten und kernigen geistigen Organismus hervorbringt, aufzureißen und zu zergliedern, die Gründe, aus denen es gefällt oder mißfällt, aufzusuchen, und das Maas dieser günstigen oder ungünstigen Stimmung zu bezeichnen. Wie nun aber die menschliche Psyche mit ihren Fühlhörnern in zwei entgegengesetzte Welten hineingreift, die sinnliche und die sittliche, wie also in je-

dem ihrer Erzeugnisse die Elemente der Nahrung, welche ihrer Natur nach aus denselben sich hat entlehnen können, wiederum von ihr werden abgesetzt und niedergelegt sein, so drängen sich beide dem sinnigen Beschauer wieder auf, und bringen unwillkürlich die angenehme oder mißbilligende Stimmung hervor. Diesen beiden Richtungen hat also auch der Aesthetiker nachzugehen. Er hat noch lange nicht genug gethan, wenn er die äußere Form, in der ein Werk des Geistes erscheint, analysirt, denn der Werth eines Gedichtes z. B. wird bei weitem nicht durch die Diktion und Reimgestaltung bedingt, beide, an sich todte und hohle Schale, nur durch den geistigen Inhalt Leben bekommen, und das ästhetische Wohlgefallen wohl erhöhen, aber nicht ausschließlich bedingen können. Das sittliche Element vielmehr ist es, auf welchem Jenens Wohlgefallen beruht, und seine größere oder geringere Erhabenheit und Stärke, die dann freilich durch die angemessene und schöne Form erst zur vollsten Wirksamkeit gelangt, muß vor Allem dem ästhetischen Beschauer als leitendes Princip gelten. Die Trennung des Sittlichen und Aesthetischen ist also eine willkürliche.

Wir erwähnen dieß nicht ohne Absicht.

Indem der Verfasser des obigen Werkes als drittes Princip den Glauben (wir ergänzen, den christlichen Glauben) hinzufügt, erklärt er uns sogleich, in welchem Sinne er die Sittlichkeit verstehe. Glauben ist der Wahlspruch der Kirche, und eine von diesem Glauben geregelte Anschauung und Ein-

*) Braunschweig. Leibrock 1850. gr. 8.

richtung des Lebens ihre Forderung. Ehe wir weitergehen, müssen wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, ein wenig zurückgreifen.

Der Kampf der Orthodorie mit dem freien Geiste ist so alt als die Welt, denn die Orthodorie heftet sich an hergebrachte, von ihr geheiligte Formen, der freie Geist strebt gegen dieselben an, und sucht dieselben zerbrechend, nach neuen. Daß die Versuche, welche in dieser Hinsicht während der letzten Jahrzehnte gemacht wurden, weil aus einem System des Widerstandes entsprungen, in das leidenschaftlichste Extrem verfallen sind, daß dieselben, indem sie eine bestehende Welt vernichten und aus dem Nichts eine neue hervorrufen wollten, zu geistigen Thaten geführt haben, welche wir verabscheuen müssen, das bekennen wir mit schmerzlichem Bedauern; aber eben so betrachten wir mit Stolz und Zuversicht den kräftigen Boden, der, ein noch nicht urbar gemachtes Land, neben wenig Gesundem viel Unkraut und Giftpflanzen hervorschießen ließ, aber unter weiseren Händen auch die Saaten einer großen Zukunft ausbrüten wird. Diese Hoffnungen zu nähren, auf ihre Erfüllung hinzuarbeiten, die Irrthümer nachzuweisen, und mit Hindeutung auf ihren Ursprung zu verbessern, — dieß ist die Pflicht des unbefangenen und freimüthigen Literaturhistorikers. Beschönigen soll er nicht, aber auch nicht ungehört verdammen: gelten doch selbst in der Rechtspflege mildernde Gründe; will der Aesthetiker eine gleiche Humanität der Billigkeit von sich weisen? Nimmt freilich die Orthodorie die Wage in die Hand, und wirft in die eine Schale ihre starren Meinungen und ihren hastigen Zorn, so fliegt die der Menschheit federleicht in die Höhe, denn ihre Sittlichkeit beruht auf der kirchlichen Formel und ihr Glaube auf der Verachtung des Menschlichen, und beide läßt sie zu einem unbegreiflichen Wesen zusammenwachsen. Aber ihr Grundsatz ist falsch, oder die größten Geister der christlichen Welt waren Verirrte und Abtrünnige und die Nationen, die sie bewunderten, irreführte Thoren. Und so lange uns dies Letztere mit keinen anderen Argumenten ist bewiesen worden, als der Appellation an die Autorität des Kirchenglaubens und den im Kreise laufenden Beweisen desselben, haben wir keinen Grund, an uns selbst irre zu werden.

Die uns vorliegende Schrift, wie viele andere Bestrebungen unserer Tage durch das Ringen nach einem mißverstandenen Guten hervorgerufen, und von einem christlichen Eifer diktiert, der uns den Mann ehrenwerth, das Erzeugniß aber mißlungen erscheinen läßt, zerlegt die neueste Literatur in drei Hauptabschnitte: die Romantik, das junge Deutschland, und Dichter neuerer Bestrebungen. Die Klassificirung zeigt, daß wir hier nicht mit einer systematischen

Entgegensetzung der einzelnen Richtungen zu thun haben, sondern, daß es sich nur einfach um eine Gruppierung der Namen und Leistungen sich handelte. Sie empfängt aber ihr Licht erst durch den letzten Abschnitt: die kirchlich-gläubigen Dichter heilsamer Opposition gegen Lüge und Wahn der Zeit, welcher uns an die Zukunft verweist, die aus den streng orthodoxen Elementen Geibels und den frommelnd-schwärmerischen Neigungen eines kaum an's Licht Getretenen, nämlich D. v. Redwitz, erwachsen soll. Herr B. zieht somit in das Bereich einer deutschen Nationalliteratur Erscheinungen, deren Entfaltung noch zu erwarten steht, und wir in demüthiger Geduld, ob die Nation auch diesem Winke folgen, und seine Bewunderung theilen werde.

Sollen wir ein allgemeines Urtheil abgeben, so ist es dieses:

Herr B., ein Freund der Literatur, aber ein noch größerer Verehrer der Kirche, hatte mit Mißfallen wahrgenommen, wie, so viel Stimmen sich auch im Kampfe der letzten Jahrzehnte sich für Gutes und Schlimmes, für erträumte oder wirkliche Ideale vom Glück der Menschheit erhoben, keine einzige bedeutende den Pöbel der Orthodorie anstimmte, und das mag ihn geschmerzt haben. Die Ereignisse der letzten Jahre belehrten ihn, wie groß die Gefahr der Kirche sei, und er sah ein, daß zum Heile derselben Etwas geschehen müßte. Die gegenwärtige Weltlage war dazu günstig, und da von seinen Standesgenossen so viele sich um die Fahne des kirchlichen Absolutismus scharten, so fand er es zeitgemäß, auch sein Fähnlein zu schwenken. Er hatte in diesem Sinne in bekannten Kreisen Vorträge über die deutsche Literatur der neuesten Zeit gehalten, und da seinen Neigungen fremde Neigungen beifällig entgegenkamen, so wußten wir nicht ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Daß er aber diese Vorträge, aus reiner Subjektivität hervorgegangen, in die literarische Oeffentlichkeit entsendete, unter einem so pompösen Titel entsendete, und sich damit auf den pythischen Dreifuß der Kritik setzte, wozu, wie wir im Anfang gezeigt haben, die Kenntniß der einfachsten ästhetischen Anschauung ihm abging, war wohl ein Mißgriff. Wenn er die Literatur als einen Zweig der inneren Mission den Zwecken der Kirche unterordnen will, so täuscht er sich in ihren eignen Zwecken: denn die Muse wird niemals sich in das schwarze Kleid des Priesterthumes stecken lassen. Dagegen hat er gerade das versäumt, was eine Literaturgeschichte sollte, den Zusammenhang des fortschreitenden Geistes mit der fortschreitenden Kultur nachzuweisen, ein Vorwurf, von dem ihn selbst seine subjektiv gute Meinung nicht rein brennen kann.

F e u i l l e t o n .

Das Mondenlicht. Daß die Strahlen des Mondenlichtes einen eigenthümlichen und schädlichen Einfluß auf den Körper haben, scheint durch die Erfahrung bestätigt zu sein. Matrosen, die auf dem Schiffe in dem Mondenscheine so liegen, daß ihr Gesicht den Strahlen des Mondes ausgesetzt wird, ist oft der Mund krumm gezogen und die Muskeln sind ihnen krampfhaft verdreht worden, andere haben an ihrem Sehvermögen gelitten und dasselbe wohl gar auf Momente verloren. Fische, welche die ganze Nacht im Mondlichte geblieben hatten, verursachten, als man sie am nächsten Tage aß, gefährliche Krankheiten und entsetzliche Schmerzen. Manche wollen bemerkt haben, auch der Geist stumpfe bei denen ab, welche eine Nacht vom Mondlichte beschienen würden. Daß das Mondenlicht großen Einfluß auf den Geist ausübt, ist eine durch die Mondsucht bestätigte Thatsache, die bekanntlich besonders zur Zeit des Vollmondes ausbricht.

Oliver Cromwell's Zimmer in Hampton Court. Man erzählt hierüber folgende Anekdote. Der König Karl I. stand eines Tages an einem der Fenster des Palastes, umgeben von seinen Kindern, als eine Zigeunerin oder Bettlerin herankam und um ein Almosen bat. Ihr Aussehen erregte das Lachen der königlichen Familie vielleicht auch Drohungen, wodurch die Zigeunerin so aufgebracht wurde, daß sie aus ihrem Korbe einen Spiegel nahm und ihn dem Könige vorhielt, der sich darin enthauptet sah. Man gab der Bettlerin nun Geld und sie sagte darauf, daß der Tod eines Hundes in dem Zimmer, worin sich der König eben befinde, der Wiedererlangung seiner Familie auf den Thron des Reiches vorangehen werde, den der König bald verlieren solle. Oliver Cromwell schlief später, vielleicht der Sicherheit wegen, in demselben Zimmer und hatte stets einen Lieblingshund bei sich, der in dem Zimmer an der Thüre lag. Als er eines Morgens erwachte, sah er den Hund todt da liegen; er dachte sogleich an die Zigeunerin und sagte: „das Reich ist mir genommen!“ Cromwell starb bald darauf und die nachfolgenden Ereignisse sind bekannt.

Eine Erfindung im 17. Jahrhundert. Der Zufall hat die meisten Entdeckungen herbeigeführt. Hier einen neuen Beweis. Einer der zahlreichen Fremden, welche im 17. Jahrhunderte aus Stalien die Seidenindustrie nach Lyon verpflanzten, Octavio May, hatte sein Vermögen von mehreren

Millionen in falschen Speculationen versinken sehen. Eines Tages ging er am Ufer der Sarne hin, sann auf Mittel, diesen großen Verlust wieder gut zu machen und verkaufte in der Verzweiflung einige Seidenfäden. Dies gab der Seide einen ungewöhnlichen Glanz. Octavio May bemerkte es und ersann sogleich die Anwendung eines mechanischen Verfahrens, welches der Seide den Glanz gab, den wir nun an ihr kennen. Diese Entdeckung rettete ihn von der Verzweiflung eines Bankrotts und verdreifachte sein Vermögen.

Anekdoten von Händel. Madame Luzzoni erklärte eines Tages Händeln, sie würde ihre Partie nicht singen. „Wie! Sie weigern sich zu singen?“ rief der leicht in Zorn gerathende Componist; „das wollen wir wohl sehen.“ Und er umfaßte die Prima Donna, öffnete das Fenster und that, als wolle er sie hinauswerfen. „Ja, ja, ich will singen,“ rief die ganz erschrockene arme Sängerin. — „Das ist das beste, was sie thun können,“ antwortete Händel, während sich der Sturm von seiner Stirne verzog. Und er setzte sie sanft wieder nieder.

Als Händel die Probe von seinem bewundernswerthen Te deum dirigitte, das er wegen des Utrechter Friedens componirt hatte, sagte er in Begeisterung vor dem Beginne: „meine Herren, wer einen Fehler macht, ist ein Elender.“ Die vortreffliche Aufführung und die Schönheit seines eigenen Werkes begeisterten ihn so, daß er bewegungslos stehen blieb und den Tact zu schlagen vergaß. Es machte ihn Jemand darauf aufmerksam; Händel wartete bis zu Ende und sagte dann: „meine Herren, ich bin ein Elender!“

Händel wurde bei Lebzeiten bei weitem nicht so geschätzt, als nach seinem Tode. Oft führte er seine unsterblichen Dratorien vor einem Publikum auf, das minder zahlreich war, als das Orchester. Einst kam Lord Chesterfield aus Covent Garden, wo man ein Dratorium von Händel gab. Ein anderer Lord, der sich eben dahin begeben wollte, begegnete ihm und fragte: „nun, Mylord, führt man heute nicht ein Dratorium auf?“ — „Ja wohl, man hat bereits angefangen, und ich bin blos deshalb weggegangen, um den König in seiner Einsamkeit nicht zu stören.“

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.